

Christina Klose

Der kleine blaue Koffer



Zeitreise durch ein langes Leben
Autobiografie

Der kleine blaue Koffer - Christina Klose

Die Autobiografie einer Autorin

tredition

tredition GmbH

Halenreie 40 – 44

22359 Hamburg

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, Frankfurt; ebenso in der Bayerischen Staatsbibliothek in München.

Das Werk (einschließlich aller Abbildungen) ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheber-Rechtsschutzgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags und der Autorin unzulässig und strafbar.
Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-Verfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Die Autorin übernimmt die Verantwortung für den Inhalt ihres Werkes.
Einige im Werk verwendete Namen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig.

Covergestaltung: Jasmin Kappelt

Lektorat: Ute Kühn, Birgit-Christine Butte

1. Auflage

Originalausgabe: 2021

ISBN 978-3-347-17519-8

ISBN 978-3-347-17520-4

ISBN 978-3-347-17521-1

Widmung

Dieses Buch meines Lebens widme ich meinen verstorbenen Eltern, die mir gezeigt haben, dass das Wichtigste im Leben nicht irdischer Reichtum, sondern die Liebe ist.

- und meiner treuen Freundin Ute, durch die ich Mut hatte, mit der schwierigsten Phase meines Lebens abzurechnen und meine Biografie zu schreiben.
- und meiner langjährigen Freundin Antje mit ihrem lieben Ehemann Helmut, die mir in Stunden der Verzweiflung beistanden ...

Ich war oft einsam, doch fühlte ich mich nie allein; denn auch sie bereicherten mein Leben:

Christel und Manfred (Heusenstamm)

Dr. Christina W. (Rio de Janeiro),

Heidi (Celle),

Marie-Luise (Pößneck),

Ermute und Ulrich (Rudolstadt),

Dr. Claudia T. und James Alfred (Marienberg)

Brunnenfee-Bewohnerinnen, Warmbad

Fam. W. Arnold (Großolbersdorf)

Katrin (Großolbersdorf)

Karin (Zwönitz),

Adelheid (Frankfurt), Thomas (Frankfurt),

Marianne (Bad Füssing)

Gerdi (London), Dr. Anette M. (Schweiz),

Christa und Hans (Obertshausen)

Uschi und Alli (USA)
Gisela, Heike und Eberhardt (Eiserfeld)
und alle Lieben, im Buch erwähnt.

Der kleine blaue Koffer - Christina Klose

Die Autobiografie einer Autorin

Vorwort

*„Hast Du Angst vor dem Tod?“, fragte der kleine Prinz die Rose.
Sie antwortete: „Aber nein! Ich habe doch gelebt, habe geblüht,
habe meine Kräfte eingesetzt, soviel ich konnte.
Und Liebe tausendfach verschenkt, kehrt wieder zurück zu dem,
der sie gegeben. So will ich warten auf das neue Leben
und ohne Angst und Verzagen verblühen.“*

Antoine de Saint-Exupéry

Mehr als 1,5-Milliarden Mal hat das Herz eines Menschen geschlagen, wenn er 70 Jahre gelebt hat. Faszinierend, was ihm dadurch alles ermöglicht wird ... Ich bin 75 und wie viele Leute habe auch ich den Wunsch, mein gelebtes Leben in Worten festzuhalten. Das Leben hat ein Füllhorn voller Geschenke über mich ausgeschüttet, die ich dankbar angenommen habe.

Meine Eltern waren keine Adelssippe, die kunstbeflissen, skrupellos und machthungrig waren. Nein, sie waren wunderbare rechtschaffene Leute, mit Nächstenliebe, die „ihr letztes Hemd für arme Menschen geben“, obwohl sie selbst oft ums Überleben kämpfen mussten. Sie hatten nur eine Tochter, die sie das ‚Glück unseres Lebens‘ nannten: Mich, ein fröhliches, positiv denkendes Menschenkind, das früh lernen musste, dass das Leben nur funktioniert nach dem Motto:

‘Hinfallen ist keine Schande, wenn man alles tut, um wieder aufzustehen.’

Wenn ich mit teilweise tapfer erreichten 75 Jahren zurück auf mein Leben schaue, möchte ich es mit einem Bonbonglas vergleichen, gefüllt mit bunten, verführerisch anzusehenden Leckereien. Dass sie sehr unterschiedliche

Geschmacksrichtungen hatten, wurde mir bewusst, als sich das Glas von Jahr zu Jahr langsam leerte.

Heute weiß ich, dass es noch nicht abzusehen ist, wann die letzte Süßigkeit gegessen ist. Mir bleibt, den Rest bewusst zu genießen.

Der kleine blaue Koffer - Christina Klose

Die Autobiografie einer Autorin

Inhaltsverzeichnis

1. 1944-5 Heimat adé
2. 1945 – Mein Leben beginnt im Erzgebirge
3. 1947 – Familienleben in der fremden Heimat
4. Wundermittel Honig
5. Großeltern väterlicherseits: Tuttlingen
6. Ein musikalisches Kind
7. 1949 – Kindergartenzeit
8. Papa kann alles!
9. „Komm, wir hau'n ab!“
10. Es klappert die Mühle
11. Die Sache mit der Erbsensuppe
12. Bescheidene, aber wunderschöne Weihnachten
13. Wenn der Vater mit der Tochter Motorrad fährt
14. Eis essen
15. Das rote Fahrrad
16. Das zerrissene Schürzchen
17. Kirmes in Krombach
18. Das Märchen vom Klapperstorch 1950
19. Der kleine blaue Koffer
20. Die Großeltern mütterlicherseits: Luckenwalde
21. Die wundersame Rettung des Huhnes Berta
22. Dieter, der Musikant
23. Onkel Otto und Tante Ida
24. Reiten auf Kuh Erna
25. Windpocken und kleine Schweinchen

- 26.Hexe und die Lüge
- 27.Das erste Zeugnis und eine Rechnung an mich
- 28.Sechs Jahre nach dem Krieg: Ev. Volksschule Krombach 1.4.1951
- 29.Lehrer Wurmbach
- 30.Gymnasium adé
- 31.Ein neues Haus für uns
- 32.Ein Fernseher!
- 33.Ein Klavier, ein Klavier!
- 34.Tante Wanda aus Uganda
- 35.The Beatles, Rolling Stones usw.
- 36.1959 Konfirmation
- 37.Der Ernst des Lebens beginnt
- 38.Lehrjahre sind keine Herrenjahre!
- 39.Frühe Jugend 1960
- 40.Eine neue Arbeitsstelle
- 41.Führerschein 1963
- 42.Verkehrsunfall mit bösen Folgen
- 43.1963 – Auf dem Weg zur guten Sekretärin - Paris
- 44.Ist es Liebe?
- 45.Hochzeit
- 46.Nur Fliegen ist schöner!
- 47.Janis Joplin
- 48.Das Auf und Ab der Liebe
- 49.Urlaub in den Bergen – die Dolomiten
- 50.Bornholm
- 51.Love Story
- 52.Murmel und Christel
- 53.Sizilien – es ist ein Feuer unter der Erde
- 54.Sarah
- 55.Manchmal flüstert das Glück: Jetzt bist Du dran!
- 56.Am Anfang war die Liebe
- 57.Lügen haben kurze Beine
- 58.1977 Hochzeit

- 59., „Beim Leben meines Kindes“
60., „Hurra! Mama bekommt meinen Namen!“
61. Unsere kleine Familie!
62. Kampf gegen die Schulden
63. Wer einmal lügt...
64. Wenn es dem Esel zu gut geht
65. Angst essen Seele auf
66. 1983 „Jenseits von Afrika“
67. Mein Hobby: Steno und Schreibmaschine
68. Begegnung mit Promi Jörg Wontorra
69. Venedig, Bodensee: Muttis 75. Geburtstag
70. Begegnung von bleibendem Werk: Tante Lenchen
71. Begegnung von bleibendem Wert: Autorin Ilse Pohl (103)
72. Begegnungen: Menschen mit Down-Syndrom
73. Malta – Liebe heißt: Niemals um Verzeihung bitten zu müssen
74. Meine neue Arbeitsstelle.
75. 1989 „Good bye Lenin“
76. 1989 Die Freude am Beruf kehrt zurück
77. 1993 Die Goldene Hochzeit meiner Eltern
78. Urselchen
79. 1993 Rhodos: Eine Reise für meine Eltern
80. 1998 Samy Molcho: Körpersprache
81. 1999 – 10 Jahre Betriebszugehörigkeit
82. 1999 - Das Tannheimer Tal
83. Gräfin du Pasquier
84. Neue Besen kehren gut
85. Dr. Christina Weyer
86. Begum Aga Khan
87. 2000! Was wird das neue Jahrtausend bringen?
88. 11.9.2001: Ein furchtbare Unerkennbarkeit in den USA
89. 2002: Der Tod meiner Mutter
90. Vater und Tochter 2002-2010
91. 2010: Der Tod meines Vaters

- 92.Ausgerechnet auf dem Friedhof
93.Flucht ins Erzgebirge – auf der Suche nach Heimat
94.Kloster St. Marienstern, Panschowitz-Kuckau
95.Meine Taufe in Komptendorf – 29. Juli 1945
96.Gäste im Erzgebirge – Brief an Ela
97.Ein Besuch in Liegnitz: der alten Heimat meiner Vorfahren
98.Zurück mit vielen Gedanken
99.Deutsche Politiker, die mein Leben begleiteten
100.Etwas, von dem man nicht gern spricht: Krankheiten
101.Was mir jetzt noch einfällt:
a) Norwegen
b) Ein Wirtschaftskrimi
c) USA: Die Demokratie hat gesiegt
d) Flughafen BER ersetzt Tegel
e) Greta Thunberg
f) Mein zweitletzter Wunsch
g) Mein letzter Wunsch

1. 1944/5 – Heimat adé

Gemeinsam mit meinen Großeltern (meiner kleinen, pummeligen, und total gutmütigen Oma Elfriede Klein geb. Bittner (sie gab ihr letztes Hemd) und meines stattlichen, strengen, trotzdem von mir abgöttisch geliebten Opas, des Zimmerpoliers Heinrich Klein, lebte meine Mutti Ina mit ihrem knapp ein Jahr älteren Bruder Heinz in Liegnitz (Niederschlesien) im Damaskeweg 19. Es soll ein schmuckes Siedlungshaus gewesen sein, das meine Großeltern 1926 erbaut hatten. Man habe am Rande der Stadt, umgeben von Gärten, ein bescheidenes, aber glückliches Familienleben geführt, wie es viele Menschen nach Ende des Ersten Weltkriegs konnten. Die kleine Familie musizierte gern, wie meine Mutter mir erzählte: Sie spielte sehr früh voller Leidenschaft Klavier, ihr Bruder Heinz lernte (nicht immer mit großer Lust) die Geige zu spielen, was auch bestens vom Vater beherrscht wurde, und die Mutter sang mit einer glockenhellen Stimme dazu. Die habe ich wohl von ihr, meiner Großmutter, geerbt.

1942 wurde der geliebte Sohn, mein Onkel Heinz, in Russland im Einsatz für das Vaterland mit einer ‚Tante Ju‘ abgeschossen, die er mit 21 Jahren schon alleine für den Kriegseinsatz zu fliegen hatte. Beim Verabschieden soll er kurz vor seinem Tod zu seinen Eltern gesagt haben: „Gern will ich mein Leben hingeben, wenn ich nur weiß, dass Ihr gesund bleibt und nicht aus der Heimat vertrieben werdet!“ Sein Wunsch wurde nicht mehr erfüllt: Er musste nicht nur sein Leben hingeben, die Familie wurde im Januar 1945 aus der Heimat vertrieben (s. mein Buch ‚Das erfüllte Versprechen‘).

Nach dem Trauerjahr um den Bruder Heinz heirateten meine Eltern am 11. September 1943: Erich Klose und Ina Klein. Sie hatten im Liegnitzer Haus im ersten Stock ihre Wohnung eingerichtet. Anschließend musste mein Vater wieder hinaus in den Krieg, wo er alle Feldzüge (als junger Mann) erleben musste und schwer verwundet wurde, gezeichnet für sein Leben. Er erzählte mir später, dass er immer nur einen Wunsch gehabt hätte, wenn er seine junge Frau verlassen musste, dass der Krieg bitte endlich ein Ende hätte!

Irgendwann in 1944 hatte er nochmal Urlaub bekommen und konnte mit seiner Ina tatsächlich eine zehntägige Hochzeitsreise nachholen. Sie fuhren nach Wien, zu zweit – und kamen zu dritt zurück!! Mit mir! Dabei wollte mein Vater unbedingt mit Nachwuchs abwarten, bis der Krieg zu Ende war.

Doch seine Frau war so glücklich! Denn: Sollte ihm etwas geschehen und er nicht zurückkommen, dann hätte sie doch eine wunderbare Erinnerung an ihn ... Sie konnte ja nicht ahnen, was vor meiner Geburt Furchtbare geschehen und ihr Leben zeitweilig zur Hölle machen würde.

Meine Großeltern müssen sich unglaublich gefreut haben, als sich ein Enkelkind angesagt hatte. Nach dem Tod des Sohnes Heinz war ihre einzige Tochter Ina das Wertvollste, das ihnen geblieben war. Und nun käme ihr erstes Enkelkind! Opa Heinrich hat dann sofort als tüchtiger Zimmerpolier im Dachgeschoss ein Kinderzimmer mit Wiege und kleinen Möbeln für mich gebaut und Oma Elfriede muss wie toll Kissen und Zudecke genäht, für mich Babysachen gestrickt und viel gebetet haben, dass alles gutgeht und der Krieg bald aus ist.

Mein Vater hatte vor dem Krieg eine Lehre in einem großen Malergeschäft namens Parten begonnen. Er wollte Maler und Anstreicher werden, im wunderschönen Liegnitzer Piastenschloss an Stuckarbeiten Gold verlegen lernen und nach dem Krieg sofort die Meisterprüfung machen. Sein Chef mochte ihn so gern, dass er ihm nach gründlicher Ausbildung sein Geschäft übergeben wollte, da dessen Sohn Pharmazie studierte, um Apotheker zu werden. Er soll keine handwerklichen Fähigkeiten besessen haben, eine so große Firma zu übernehmen.

Aber es kam alles anders. Die Familie Parten war jüdischer Abstammung und sie ereilte das furchtbare Schicksal der meisten jüdischen Bevölkerung. Und 1945 war plötzlich alles nicht mehr da: Familie, Firma, Heimat! Kurz vor Kriegsende zeigte das Schicksal so richtig seine Krallen: Opa wurde als alternder Mann zur Organisation Todt eingezogen und musste seine Frau mit der schwangeren Tochter alleine im Haus zurücklassen. Er muss geahnt haben, dass alles ein böses Ende nehmen würde, und hat seine Ina am Gartentor innig lieb an sich gedrückt mit den Worten: „Sei tapfer, mein Mädel, denn ich

weiß: Wenn wir uns wiedersehen, gehört uns nichts mehr!“ Er sollte leider recht behalten.

In den letzten Januartagen des Jahres 1945 erschrak meine mit mir schwangere Mutter oft durch ganz in der Nähe des Elternhauses unheimlichen Kanonendonner. Wie es im Wehrmachtsbericht nach Muttis Aufzeichnungen hieß (die sie mir schenkte, als ich erwachsen war), waren die Russen nur noch ca. 18 km von Liegnitz entfernt in Steinau an der Oder. Sie habe mit ihrer Mutter Elfriede total verängstigt und in heller Aufruhr Betten in die Waschküche im Keller geschleppt, um im Notfall (wie auch immer der aussehen würde) dort Zuflucht zu finden. Immer wieder habe sie ihren Bauch gestreichelt, damit ich winziges Etwas bloß wegen der Aufregungen keinen Schaden nähme.

Es war der erste Monat im Jahr 1945 und entsetzlich kalt. Und plötzlich seien einige unserer Verwandten aus Breslau nach Liegnitz geflüchtet. Sie baten meine gütige Oma, mit im Haus bleiben zu dürfen. Breslau war bereits vom Krieg furchtbar heimgesucht worden. Natürlich half man sich, doch wenige Tage später kam der Befehl, dass alle aus dem Haus müssten, mit max. 20 kg Gepäck! In höchster Aufregung wurde zitternd zusammengepackt, was man für am nötigsten hielt. Ina und ihre Mutter Elfriede zogen über ihre Wintermäntel noch die Mäntel ihrer irgendwo im Feindesland kämpfenden Ehemänner an. Die in Eile gepackten Koffer wurden auf einen großen Schlitten gepackt und die beiden Frauen stapften mit ihren Verwandten, vor Kälte, Angst und Aufregung zitternd, durch den Schnee zum Bahnhof.

Die Bahnstation Liegnitz hatte fünf Bahnsteige. Alle waren überfüllt mit zitternden, von Angst getriebenen Menschen. Es gelang meinen Lieben nicht, einen der Bahnsteige zu erreichen. Sie mussten im Gedränge auf den Gängen bis zur Erschöpfung in der Kälte stehen bleiben. Und das stundenlang! Immer wieder versuchten sie, sich durchzuschlängeln, um in einen der wartenden Züge einsteigen zu können. Nur fort! Dem Chaos entgegen! Die Verwandten waren plötzlich in der Menge verschwunden. Man fand sich erst nach Jahren wieder!

Bis weit nach Mitternacht warteten Mutter und Tochter bei 20°C minus, verzweifelt und übermüdet. Ihre Füße ließen sich vor Kälte kaum noch

bewegen. Und völlig erschöpft und am Ende ihrer Kräfte beschlossen die beiden plötzlich wieder nach Hause zu eilen und dortzubleiben. Lieber erschossen werden, als so weiterzumachen. Mutti wollte mich doch in der Heimat zur Welt bringen, wo schon ein Kinderzimmer wartete. Und ihr wunderbares Seiler-Klavier im gemütlichen Wohnzimmer stand! Heimat! Fast war ihr Traum doch schon erreicht, Konzertpianistin zu werden. Ihr Lehrer hatte ihr das beste Zeugnis dafür ausgestellt. Das sollte sie alles hergeben!? Wie oft hatte sie in Liegnitz schon kleine Konzerte geben dürfen. Beethovens Mondschein-Sonate liebte sie so sehr und vieles von Chopin und überhaupt Mozart!

Erschöpft und völlig durchgefroren kamen beide wieder zu Hause an. Komme nun, was da wolle. Beide schliefen fest, warm eingepackt in ihren Betten.

Doch der nächste Tag begann gleich wieder mit größter Angst. Und so begannen beide wie wahnsinnig, sich zu beschäftigen, das Haus zu putzen. Sie wollten sich ablenken, auf ein Wunder hoffend. Doch bereits in der nächsten Nacht, am 31. Januar 1945, rüttelte nachts gegen 3 Uhr jemand an der Tür. Erschrocken sprang Ina auf und fragte zitternd, wer denn da sei. Es folgte nur die schreckliche Anweisung eines Soldaten: „Alle, die hier noch wohnen: Raus! Um 4 Uhr habt Ihr an der Blücher Kaserne zu sein. Pro Person dürft Ihr 25 Pfund Gepäck mitnehmen. Wer sich weigert, das Haus zu verlassen, wird sofort erschossen.“

Nein, es war kein Albtraum, es war Realität! Zu Tode erschrocken rannten die inzwischen auch wach gewordene Oma Elfriede und meine Mutter durchs Haus. Ina hatte einen kleinen Koffer mit Säuglingswäsche seit Tagen bereitstehen. In einen größeren Koffer packte sie in Panik und totaler Eile, vor allem aber in kraftraubender, schrecklicher Angst, etwas Unterwäsche und ein paar Kleider. Eine Aktentasche füllte Oma Elfriede mit den Papieren ihres Hauses. Ina rannte in die Küche, suchte Lebensmittel zusammen und warf alles in eine große Einkaufstasche, zusammen mit der Aktentasche in ein Tragebett für mich. Es durfte ja 25 Pfund nicht überschreiten! Da es so kalt war, zogen die beiden Frauen wieder die Wintermäntel ihrer Männer über die eigenen.

Im Morgengrauen verließen sie nun zum zweiten Mal ihr Zuhause, die Heimat. Ein Schmerz, den man nicht beschreiben kann und den Oma und Mutti bis zu ihrem Tode nie verwinden konnten.

Elfriede soll wie besessen, beladen mit beiden Koffern, voller Angst zur Bushaltestelle gerannt sein. Ina konnte ihr nur mühsam mit dem restlichen Gepäck und bereits kräftigem Babybauch folgen. Die Schwangerschaft hatte sie, die eine gute Sportlerin war, doch ungelenk gemacht. Sie erreichten mühsam den Bus, der sie zur Kaserne fuhr, wo sich wieder Menschenmassen versammelt hatten. Dann wurden alle durch Eis und Schnee zum Hauptbahnhof getrieben – ja, wie man eine Herde Tiere auf die Weide treibt! Wieder war es furchtbar kalt, um die 20° C minus und überall lag hoher Schnee. Obwohl die Beiden wollene Schals um den Kopf gebunden hatten, schmerzten Gesicht und Ohren vor Kälte.

Am Bahnhof ging die Hetze weiter. Wieder wie Tiere wurden die verängstigten Menschen von Männern in Uniform von Bahnsteig zu Bahnsteig gejagt. Niemand wusste, von welchem Bahnsteig ein Zug abfahren würde, der die sich fürchtenden Menschen in Sicherheit bringen würde, wie sie glaubten oder wenigstens hofften.

Nach Stunden saßen und standen sie total erschöpft in einem völlig überfüllten Abteil. Angstvolles Schweigen! Jeder wünschte sich: Wenn der Zug doch endlich fahren würde. Aber sie warteten die ganze Nacht und den nächsten Tag. Erst in der nächsten Nacht setzte sich der Zug endlich in Bewegung: Kurz vor Mitternacht war es, als die Fahrt nach Unbekannt begann. Wenn ich meine Mutter später mal fragte, wie das denn auszuhalten war wegen Toilette usw., sagte sie nur zu mir: „Frage mich das bitte nie mehr!“ Und ich verstand!

Am folgenden Freitag gegen Mittag erreichte der Zug sein Ziel: Marienberg im Erzgebirge. Alle waren völlig erschöpft und durften endlich das Abteil verlassen. Und offensichtlich, weil Ina schwanger war, wies man ihr rasch ein Quartier in der Nähe zu. Ihre Mutter bekam ein anderes. Ina kam zu einer Lehrerin, die sehr nett und freundlich zu ihr war. Ihr Mann, auch Lehrer, sei auch „im Feld“. Sie brachte heißen Tee und Ina durfte ihre eiskalten Füße in

eine Schüssel mit warmem Wasser stecken, für das sie nicht dankbar genug sein konnte.

Mutti erzählte mir, dass sie im Zug immer wieder zärtlich ihren Bauch gestreichelt habe, um mir zu signalisieren: Habe keine Angst, es wird alles gut. Aber ich hätte mich stundenlang nicht bewegt, sodass sie unbemerkt ganz still ihre Hände gefaltet und gebetet habe: „Lieber Gott, bitte, bitte, lass mein Baby nicht sterben. Ich bitte Dich!“ Und nun im warmen Bett hätte ich tüchtig durch eifrige Bewegungen gezeigt, dass ich noch sehr lebendig war. Jetzt würde sicher alles wieder gut werden. Wir hatten einen Unterschlupf gefunden, wo wir die Rückfahrt in die Heimat abwarten könnten.

Aber leider passten wir ‚Dahergelaufenen‘ nicht in das ehrbare Haus eines Lehrers, was eine böse Schwiegermutter am nächsten Tag sehr deutlich machte. Ina war verzweifelt und als ihre Mutter morgens kam, die kurz vor ihrem 50. Geburtstag stand und woanders notdürftig untergekommen war, ging sie (verzweifelt um das Wohl ihrer Tochter besorgt) zum Marienberger Bürgermeister und bat um Hilfe. Er soll ein sehr netter, hilfsbereiter Mann gewesen sein, der sich über das Verhalten der Familie, besonders der Schwiegermutter, böse geäußert habe. Ruckzuck hat er Kinder mit einem Schlitten beauftragt, die beiden Frauen mit ihren Koffern abzuholen und zu einer anderen Familie zu bringen.

Und das wurde ein langer, beschwerlicher Weg. Er führte einige Kilometer durch Felder nach Niederlauterstein. Die neuen Wirtsleute waren sehr freundlich, und die beiden Frauen konnten sich endlich geborgen fühlen. Ja, sogar die Nachbarn kamen und brachten gekochte Kartoffeln, Salz, Holz und Kohle. Damit konnte ein kleines Zimmer gleich erwärmt und der große Hunger der Frauen mit Kartoffeln und Salz gestillt werden. Ein Festmahl! Und jeder der beiden übermüdeten Frauen hatte zudem ein eigenes warmes Bett. Endlich wurden die beiden wie Menschen behandelt, die willkommen sind.

Viele Bombenangriffe haben sie mit der streng gläubigen Familie ertragen müssen, und wenn das Haus zitterte und bebte, so machten sie sich gegenseitig

Mut und beteten gemeinsam. Man hielt sich bei den Händen – so war keiner allein, sollten die Bomben einschlagen.

2. 1945 – Mein Leben beginnt im Erzgebirge

Und dann kam der 14. März 1945: Wieder ein Fliegerangriff.

Gemeinsam floh man aus dem Haus und suchte in der nahe gelegenen Kartoffelmiete Schutz. Doch auf dem Hof rutschte Ina, die inzwischen große Schwangerschaftsbeschwerden hatte, auf dem Schnee aus, stürzte, und sie sah mit Entsetzen: Der linke Fuß war gebrochen, sogar kompliziert, wie sich im Krankenhaus dann herausstellte.

Sie schrie um Hilfe. Das nette Familienoberhaupt war sofort zur Stelle und rannte zu einem Fuhrwerksbesitzer, der Ina trotz des Fliegerangriffs mit Pferd und Wagen in die Kreisstadt Marienberg brachte. Sie erzählte mir später, wie schrecklich diese etwa einstündige Fahrt durch die Kälte gewesen sei. Ihr Fuß habe unerträglich geschmerzt und dazu sei die Sorge um mich, ihr Baby, furchtbar belastend gewesen.

Über der Klinik in Marienberg (die es heute leider nicht mehr gibt) waren schon wieder Flugzeuge im Anflug, und daher gab es keinen Strom. Bei unzureichendem Kerzenlicht wurde Inas verunglückter Fuß provisorisch ruhiggestellt, was zur Folge hatte, dass das gesamte Bein am Morgen angeschwollen, schon blau war und unerträglich schmerzte. Ich mag mir heute gar nicht mehr ausmalen, wie es meiner geliebten Mutti damals erging. Man vermochte den Fuß wegen eines doppelseitig komplizierten Knöchelbruchs nicht in die richtige Lage zu bringen – an eine Operation war nicht zu denken –, und so bekam sie einen ‚vorläufigen Gips‘. Viele Tage lag sie hilflos mit großen Schmerzen im Krankenhaus. Schmerzmittel gab es längst nicht mehr, die brauchte man für die verwundeten Soldaten.

Oft habe sie an Suizid gedacht, doch dann hätte ich mich kräftig in ihrem Bauch gemeldet und sie habe mir versprochen, für mich da sein zu wollen. Das habe ihr die Kräfte zum Weiterleben gegeben.

Viele Tage später, kurz vor meiner Geburt, versuchten die Ärzte umsonst, den Fuß, wie auch immer, durch einen neuen Gipsverband in die richtige Lage zu

bringen. Für den Rest des Lebens quälten sie Schmerzen. Der Fuß blieb völlig unbeweglich steif.

Viel später, im Erwachsenenalter, fand ich in Oberhessen einen tüchtigen, berühmten Chirurgen, der Mutti im hohen Alter noch mal erfolgreich operierte und ihr die schlimmsten Schmerzen nahm.

Am 27. März 1945 besuchte ‚uns‘ meine Omi. Eine Pferdekutsche nach Marienberg hatte sie mitgenommen. Es war an ihrem 50. Geburtstag. Traurig saß sie am Bettrand.

Ihre Hoffnung, dass ihr Enkelkind am 27.3. zur Welt kommen würde, blieb leider unerfüllt. Oh ja, ich war schon immer ein Widderchen, das sich bei Mutti so sicher fühlte und außerdem seinen eigenen Geburtstag haben wollte. Doch die Freude war trotzdem riesengroß, als ich drei Tage später, am Karfreitag 1945, dem 30. März, im Marienberger Krankenhaus das Licht der Welt erblickte. Ich soll so niedlich und vor allem kerngesund gewesen sein, obwohl Mutti mit einem Peter gerechnet hatte. Als sie das der netten Ärztin sagte, soll die gefragt haben, ob sie mich zurückgeben solle, denn ich sei nun mal ein Mädelchen!

Oh nein! Mutti freute sich auch über eine vor allem gesunde Tochter und nannte mich auf Papas Wunsch hin ‚Birgit‘. Seine Schwester, meine Patentante Martel (später Schauspielerin in München: Oh, was war ich stolz, als ich sie ab und zu im Theater sehen konnte) hatte diesen damals seltenen Namen ausgesucht. Ja, Brigitte, den gab es, doch Birgit! Mutti erzählte mir ein paar Jahre später, dass man gern Briggitchen zu mir gesagt hätte und vor allem Tante Liese Bäcker, wo wir Brot kauften. Es machte ihr unsagbar Freude, mich zu ärgern. Wann immer wir in den Laden kamen, sagte sie ‚Briggitchen‘ zu mir, worauf ich kleine Gewalt verärgert geantwortet hätte: „Heiß‘ nicht Briggitchen, heiß‘ Birgit!“ Und zur Entschuldigung gab mir Tante Liese immer etwas zu naschen: ein Karamellbonbon oder gar einen Schaumkuss! (Negerkuss hieß er damals!)

Da es Karfreitag war, fügte meine stolze Mutti der Birgit noch den Namen ‚Christine‘ hinzu. Alle bisherigen Ängste, dass die Lebensumstände mir geschadet hätten, waren verflogen. Wie gern hätte Mutti mich gleich meinem Papa präsentiert. Doch wo war er? In irgendeinem Panzer kurz vor Moskau

wahrscheinlich! Ob er noch lebte und man sich wiedersehen würde? Das war Mutti's größter Wunsch, der tatsächlich nach knapp zwei Jahren erfüllt wurde.

Bis zu ihrem 23. Geburtstag am 16. April lag sie, lagen wir zwei noch im Krankenhaus Marienberg. An diesem Tag wurde ein Zug von Tieffliegern angegriffen, und da mussten sofort viele Patienten entlassen werden, damit man die Schwerverletzten versorgen konnte. Ina gehörte dazu, obwohl sie noch nicht laufen konnte. Und wie sollte sie nach Niederlauterstein kommen? Die immer um uns besorgte und schon so sehr abgemagerte Oma bemühte sich bei einem Fuhrwerksbesitzer in Niederlauterstein um Pferd und Wagen. Aber niemand hatte den Mut, bei den ständigen Angriffen zu fahren.

Völlig verzweifelt muss meine Oma gewesen sein. Sie klagte dann ihr Leid einem 70-jährigen Vertriebenen, der in der Nachbarschaft aufgenommen worden war. Und der wagte es. Er durfte das Fuhrwerk eines Gasthofbesitzers nehmen und fuhr tatsächlich mit Oma Elfriede durch die Kälte nach Marienberg zum Krankenhaus. Beide holten meine junge Mutti mit mir Winzling, warm in eine Decke eingewickelt, ab. Unendlich kam den beiden Frauen das Geholper mit der alten Pferdekutsche vor, doch dann sahen sie von Weitem dankbar das Haus, indem man eine Zuflucht gefunden hatte. Nun ging es nur noch ein steiles Stück des Weges bergab: Plötzlich kippte der Wagen. Die Deichsel war gebrochen. Die beiden Frauen schrien, doch der Wagen fiel nicht ganz um. So konnten sie mit Hilfe des alten Mannes vorsichtig auf festen Boden klettern. Mutti hatte mich fest im Arm, und nach kurzer Zeit erreichten die beiden – wir drei – das Haus. Oma hatte Mutti gut gestützt und dann gab es eine Begrüßung, von der mir Mutti noch manches Mal gerührt erzählte. Ich sei ja so bewundert worden und von Arm zu Arm gewandert. Man soll mich geheiratet und geküsst haben.

Oft fügte Mutti bei ihren Erzählungen hinzu: „Du warst damals mein Sonnenschein und bist es bis heute geblieben!“

Kann eine Mutter etwas Schöneres sagen?

Und einen Verehrer hatte ich dann sofort: Der kleine fünfjährige Friedrich. Er hätte mich geküsst und gestreichelt, mich im Haus rumgeschleppt, um mir die Welt zu zeigen. Sein Vater hatte ihm ein kleines Auto gebaut: eine Holzkiste

auf vier Rädern und einer Deichsel, mit dem er eigentlich Spielsachen transportierte. Plötzlich habe Mutti gesehen, wie er mich hineinlegen wollte, was sie noch soeben voller Sorge um mich verhindern konnte. Ich war ja erst ein paar Tage alt.

Leider mussten wir drei wenige Wochen später das Haus in Niederlauterstein verlassen. Es war den Flüchtlingen nicht erlaubt, lange zu bleiben. Die Bürgermeister hatten das Recht, die Anzahl der Tage zu begrenzen, in denen die Heimatlosen bleiben durften. Friedrichs Mutter sei traurig gewesen, denn Mutti und Oma hatten ihr, so gut es ging, im Haushalt geholfen. Sie bat dann aber die beiden Frauen, möglichst am nächsten Morgen früh das Haus zu verlassen, damit Friedrich das nicht miterleben müsse.

Er hatte mich als kleine Schwester und Mutti und Oma bereits als Familienangehörige längst in sein Herz geschlossen und würde sicher so traurig sein, wenn er wieder allein zurückbleiben müsse. So sind wir drei bei Nacht und Nebel leise am frühen Morgen wieder ins Ungewisse. Wohin? Das wusste niemand. Als ich von 2014-2017 im Erzgebirge wohnte, ging ich auf die Suche nach dem inzwischen sicher über 75-jährigen Friedrich. Ob er noch leben würde? Ich unterließ nichts, das Haus zu finden, in dem meine allererste Wohnung nach dem Krankenhaus Marienberg war. Niederlauterstein! Der Straßenname existierte nicht mehr. Mein Navi konnte nicht helfen. Dann rief ich in der Stadtverwaltung Marienberg an, erklärte mein Anliegen einer netten Dame. Wenigstens konnte ich ihr sagen, dass es sich um eine Familie Schönherr gehandelt habe – und siehe da: im Büro saß zufällig eine alte Dame aus Niederlauterstein, die sagen konnte, wie die Adresse von damals heute lautete: Ganz einfach: Postweg. Mein Herz klopfte vor Freude! Ich stieg in mein Auto und siehe da, mein Navi war jetzt einverstanden: Postweg 19 gab ich ein. Die Hausnummer wusste ich von Muttis Aufzeichnungen. Sie war geblieben.

Und dann sah ich das alte, aber gepflegte Haus am Berg mit einer 19 über der Tür – im typisch erzgebirgischen Baustil. Und ich hatte ein Foto, wo meine Mutter mit mir auf dem Arm 1945 auf dem Balkon stand. Genau das war der Balkon, den ich da sah! Mein Herz klopfte bis zum Hals, als ich klingelte. Ein alter Mann mit Strickmützchen schaute aus dem Fenster.

Ich muss noch etwas erklären: Mit mir im Haus lebte eine Dame, die aus diesem Dorf stammte und einen Friedrich Sch. kannte. So hatte ich sie mitgenommen, was sie sehr froh machte. Und als nun dieser alte Mann aus dem Fenster schaute, mich fragend ansah, rief sie ihm in Befehlston zu: „Los! Komm mal runter, Friedrich, hier will Dich jemand wiedersehen!“ Er schüttelte mit dem Kopf, er kenne mich doch nicht. „Los, komm runter!“, rief sie, und er entschuldigte sich, er hätte soeben eine Hüftoperation überstanden und brauche Zeit, die Treppe herunterzusteigen. Doch dann kam er, reichte meiner Begleiterin zur Begrüßung die Hand und schaute mich an: „Sie kenne ich nicht!“

Frau M. stupste mich an. Sie konnte es gar nicht erwarten, was nun geschehen würde. Ich fragte ihn, ob seine Mama Lina geheißen habe. Ja! Ob er so etwa knapp 80 sei. Ja! Ob er sich erinnern könne, dass bei Kriegsende zwei aus ihrer Heimat vertriebene Frauen mit Baby ein paar Monate im Hause mitgelebt hätten! Ja! Und gleich sagte er: „Ja, das waren Vertriebene, die leider wieder wegmussten. Meine Mama hat ab und zu von ihnen erzählt, auch von der netten jungen Frau, die ein Kind bekommen hatte!“

Die schon über 80-jährige Frau M. platzte fast vor Glück und schrie ihn regelrecht an: „Nu nimm die Frau mal in den Arm. Die ist doch das Baby gewesen!“ Er schüttelte mit dem Kopf und ich sah seine Augen feucht werden. Meine auch! Und er nahm mich in den Arm und sagte: „Nein! Sie waren das kleine Püppchen?“

Ja, wir lachten dann alle drei und nun umarmte er mich noch mal, als hätte er etwas längst Verlorenes wiedergefunden, das er nun festhalten müsste.

Oh, wie viel hatten wir uns dann zu erzählen. Friedrich wusste noch einiges von seiner leider längst verstorbenen Mama Lina. Er selbst konnte sich an Mutti und Oma nicht erinnern, aber an das kleine Püppchen, das er damals nicht mehr hergeben wollte. Er fragte, was ich denn nun im Erzgebirge wolle. Ich habe ihm gesagt, dass es mir so am Herzen läge, die vielen Orte zu besuchen, die meine Mutter dann in einem halben Jahr noch zu Fuß mit Oma und mir – immer auf der Suche nach dem Rückweg in die Heimat – als Hölle – erlebt hatte. Vor allem interessiere mich nun auch der Ort, wo ich im Sommer 1945 getauft worden sei (was ich später beschreibe). Ich schenkte ihm zum

Abschied mein Buch ‚Das erfüllte Versprechen‘ das er mit spürbarem Stolz entgegennahm, denn auch Friedrich ist darin beschrieben.

Nun mache ich wieder den Sprung zurück ins Jahr 1945, wo Oma und Mutti wieder zurück auf die Landstraße und Friedrich mit seinen guten Eltern verlassen mussten. Sie war so traurig, die nette Familie, doch andererseits bestätigte mir meine Mutter später, hätten Oma und sie doch große Hoffnung gehabt, nun endlich den Weg in die Heimat antreten zu können.

Sie ahnten noch nichts von der Oder-Neiße-Grenze, die sie bereits endgültig von der Heimat getrennt hatte.

Mit einem auf dem Müllplatz gefundenen Zwillingswagen mit drei Rädern zogen Mutti und Oma nun mit mir durch das Erzgebirge weiter. Da, wo das vierte Rad fehlte, hatte Oma ein Seil um die Achse gebunden. Sie zog den Wagen, Mutti hinkte mit ihrem gebrochenen Bein schiebend hinterher. Sie übernachteten in Pferdeställen und wurden teilweise sogar von herzlosen Bauern im Erzgebirge davongejagt. Ab und zu habe man die Hunde auf sie gehetzt, wenn Oma um eine Schlafstelle oder eine Kleinigkeit zu essen bat. Wenn Mutti mir etwas vom Erzgebirge erzählte, war das meistens nicht sehr nett. Lediglich diese Familie im Postweg 9 erwähnte sie mit großer Dankbarkeit.

Ich soll munter in die Welt gesehen und mich an den Bäumen erfreut haben, die sich über mir bewegten. Mutti konnte mich trotz ihres furchtbaren Hungers stillen, wusch meine Windeln in Bächen und trocknete sie an einem Seil, das sie um den Wagen gespannt hatte. Sie nannte mich nur ‚Sonnenschein‘ in einer Welt, in der die Sonne nur noch am Himmel schien. In den Herzen der meisten Menschen suchte man sie vergebens. Die Erlebnisse während der vielen Kilometer, die Elfriede und Ina mit mir auf der Suche nach der Heimat meistens zu Fuß bewältigen mussten, beschreibe ich in „Das erfüllte Versprechen“ und in der bebilderten Neuauflage in ‚Eine Heimat ist noch kein Zuhause‘.

3. 1947 – Familienleben in der fremden Heimat

In diesem Buch beschreibe ich, wie Mutti und Oma mit mir endlich meinen Großvater wiederfanden und wir drei erst mal eine kurze Zeit in Luckenwalde (im Brandenburger Land) zur Ruhe kommen konnten. Das Rote Kreuz half vielen Menschen, die sich durch den unseligen Krieg verloren hatten, wieder zueinanderzufinden. Und so gelang es dann tatsächlich auch meinen Eltern, sich wiederzufinden.

Mutti verließ zu diesem Zweck, doch schweren Herzens, ihre lieben Eltern. Oma blieb bei Opa in Luckenwalde, wo sie noch etwa zehn Jahre lebten, bevor sie aufgrund Opas schwerer Herzkrankung zu meinen Eltern nach Westfalen übersiedeln durften.

Mutti war (wie Millionen Flüchtlinge und Vertriebene) nach der Vertreibung völlig verarmt. Genaues von ihrem Weg nach Krombach erzählte sie mir nie. Nur eins bleibt mir unvergessen.

Sie besaß einen alten Koffer, den Opa ihr mitgegeben hatte. Alles, was sie noch an Wäsche, Garderobe oder auch Babysachen hatte, befand sich in diesem Koffer. Ein wenig Geld und Essbares hatte ihr Oma mitgegeben, was sie in einer kleinen Handtasche bewachte. Mich kleines Mädchen trug sie auf dem Arm, denn den hässlichen Zwillingswagen wollte und konnte sie nicht im Zug transportieren. Sie musste mehrfach umsteigen und schlepppte tapfer Kind und Koffer. Sie war von der Vertreibung und allem Furchtbaren, das sie erlebt hatte, nicht zuletzt auch durch meine Geburt und ihren komplizierten Beinbruch oft der Erschöpfung nahe. Ein junger Mann hatte das erkannt und bot ihr Hilfe an. Ob er mich tragen dürfe. Nein, das wollte sie auf keinen Fall. Aber den Koffer zu tragen, das Angebot nahm Mutti gern an. Er griff nach ihrer Handtasche. Die hielt sie fest, aber dann verschwand der Kerl mit ihrem Koffer in der Menge. Sie war verzweifelt, doch war froh, mich und die Handtasche festgehalten zu haben.

Und nun stieg sie irgendwann völlig erschöpft in Kreuztal, Kreis Siegen, aus dem Zug. Mein Vater hielt Ausschau, wie er mir später einmal erzählte. Da sei eine ganz armselige Person, unterernährt, mit grauen Haaren und einem Kleinkind auf dem Arm ausgestiegen. Sonst niemand mit Kind. Nein, habe er gedacht, das ist nicht meine Ina, die ich geheiratet habe. Wo ist die bildschöne Frau mit den schwarzen Locken, dem lustigen Lachen und der geschmackvollen Kleidung?

Mutti erkannte ihn sofort. Mir hatte sie mehrfach ein Foto von Papa vorgehalten und gefragt: „Wer ist das?“

Und ich soll freudig gesagt haben: „Papa!“

Doch jetzt! Keine Freude! Im Gegenteil. Als Erich uns beide in den Arm nehmen wollte, muss ich fürchterlich gebrüllt haben. Kannte ich doch außer meinem Opa mit Hut und Brille, die ich ihm beim Zeitunglesen immer wieder vom Gesicht gemopst habe, keinen Mann näher. Und so wurde es ein trauriges Wiedersehen! Und ich brachte zunächst nur Probleme, nicht das erhoffte Glück, das junge Eltern empfinden.

Mein Vater hatte eine winzige Wohnung (winzige Küche und winziges Schlafzimmer) mieten können. Ein altes Bett mit Kissen und Zudecke sowie ein alter wurmstichiger wackliger Schlafzimmer-Schrank und eine uralte, zerschlissene Couch standen im Zimmer. In der winzigen Küche gab es einen ausgedienten defekten Kühlschrank, einen Tisch, zwei Stühle und einen Kohleherd, der furchtbar qualmte! So begann das bescheidene Glück nach der Zusammenführung dreier Menschen, die Furchtbare erlebt hatten.

Für mich ist es unglaublich, was diese beiden so gebeutelten Menschen, meine Eltern, schafften. Sie waren in der Fremde! Heimatlos! Arm wie Kirchenmäuse. Ich höre immer noch Mutti sagen: „Kein Löffel gehörte uns mehr!“ Hinzu kam, dass in diesem kleinen Ort im Siegerland Flüchtlinge und Vertriebene ungewollt waren! Kein Geld! Schwere gesundheitliche Probleme! Sie besaßen nichts mehr. Kein Renommee für einen feinen Ort, an dem der Krieg fast vorbeigelauen war. Wir aber hatten uns! Und wenn Mutti später oft sagte: „Uns gehörte nicht mal ein Löffel, aber wir hatten uns!“, dann wusste ich, was sie meinte und welchen Wert Menschen für sie immer hatte. Für diese

mir immer wieder vorgelebte Menschlichkeit liebe ich sie noch heute – über ihren Tod hinaus.

In der winzigen Küche hielt ich kleines Ding mich voller Angst am Bein meiner einzigen Vertrauten fest und begann zu weinen, sobald Papa mich ansprach. „Und Du bist also mein Töchterchen“, sagte er zu mir, „wie heißt Du denn?“

Ich trug einen viel zu großen dunkelblauen, von einer Frau in Luckenwalde geschenkten Mantel, dazu eine von Oma selbst gestrickte rote Wollmütze, unter der zwei blonde Zöpfchen hervorschauten – und gab keine Antwort. Dafür sagte Mutti liebenvoll: „Sag dem Papa, dass Du Birgit heißt – Birgit-Christine!“

Aber ich schüttelte trotzig den Kopf und weinte immer lauter. Ich lehnte jegliche Berührung von diesem fremden Mann ab. Und wenn er sagte: „Mein Töchterchen, komm doch mal zu mir!“, rief ich weinend: „Weg, weg!“ Mehr hatte ich nicht für ihn übrig.

Ina versuchte, die Lage zu retten und sagte leise und beruhigend zu ihm: „Sie muss erst einmal ausschlafen, dann wird sie Dich schon liebgewinnen. Wir sind beide übermüdet!“

Aber jetzt änderte ich mein Verhalten zunächst nicht. Sobald der Vater die Wohnung betrat, weinte ich und klammerte mich an die Mutter oder kroch unter den wackeligen Küchentisch.

Ina war völlig hilflos und verzweifelt. Durch die schlimmen Erlebnisse während der Vertreibung lagen die Nerven ohnehin blank. Mit einem solchen Problem hatte sie nicht im Traum gerechnet. Und nach Tagen überlegte sie, ob sie nicht mit mir zurück zu den Eltern in die Ostzone gehen sollte. Doch woher das Fahrgeld nehmen?

Auch ihr erträumtes Eheleben gestaltete sich neben den täglichen Sorgen, dem Mangel an Geld und Lebensmitteln, besonders durch mein Verhalten, immer schwieriger.

4. Wundermittel Honig

Papa war ebenfalls ratlos und unendlich traurig. Was war wohl der Grund, dass seine Tochter ihn ablehnte? Vielleicht ein anderer Mann in der Zeit, als er seine Frau aus den Augen verloren hatte? Nein, das konnte ja nicht sein nach allem Unglück und aller Tragik, die sie erlebt hatten und ihm mühsam erzählte. Er suchte verzweifelt nach einer Erklärung und auch Lösung des Problems, das ihn so fertigmachte. Denn auch er verkraftete nur mühsam seine furchtbaren Kriegserlebnisse und Qualen der Verletzungen.

Und dann kam er eines Tages früher als sonst heim. Er hatte für besonders gute Arbeit von seinem netten Chef (für mich war es später der Onkel Ferdl, ein Maler und Künstler, aber auch nach dem Krieg mangels Aufträgen „nur noch“ Anstreicher und Tapezierer) ein Glas Honig geschenkt bekommen, gleich nach dem Krieg eine Rarität.

Mutti erschrak, als er entschlossen zu mir ins Schlafzimmer kam, wo ich auf der zerschlissenen Couch in eine Decke eingepackt schlafen sollte. Sofort rief ich nach Mama, weinte und jammerte. Papa nahm mir den Schnuller (genannt Nutta) aus dem Mund, bestrich ihn mit köstlichem Honig und steckte ihn mir furchtbar jammernden Person wieder zurück. Er hoffte auf meine Leidenschaft in Bezug auf Süßes. Volltreffer! Die cremig-süße Masse verfehlte ihre Wirkung nicht. Prompt lutschte ich, schmatzte vergnügt, nahm den Schnuller heraus, und während ich ihn dem eigentlich fremden Mann hinhielt, soll ich freudig gerufen haben: „Da Papa, mehr!“ Aber er ließ sich nicht erpressen, sondern verlangte, dass ich erst auf seinen Arm käme.

Für Honig tue ich alles ... fast!!

Mutti, die das später manchmal erzählte, hatte die Aktion heimlich von der Tür aus beobachtet. Dann seien ihr die Tränen der Erleichterung übers Gesicht gelaufen. Sie sei leise in die Küche zurückgegangen und habe die Hände gefaltet: „Lieber Gott, ich danke Dir! Nun wird alles gut.“

Endlich konnte sie sich auch an der Liebe ihres Mannes zu der kleinen Tochter erfreuen. Mein Papa genoss jede Stunde, die er nun mit der Familie verbringen

konnte, auch wenn es wegen der vielen Arbeit nur wenige waren. Es galt, ein neues Heim und die Zukunft der Familie zu sichern. Was wir besaßen, war bestenfalls geschenkt, meistens aber geliehen. Ein langer Kampf ums Überleben wartete...

Ina spürte, wie ihre Kräfte wiederkehrten. Die Freude des Vaters über seine Tochter war unbezahlbar für sie. Um jeden Preis wollte sie eine glückliche Familie. Und heute war ein großer Schritt dazu gelungen: Ich akzeptierte meinen Papi – und wie!! Abends hätte ich am Küchenfenster auf dem Stuhl gestanden und wenn Papa mit dem Fahrrad oder später mit dem Motorrad kam, soll ich freudig gerufen haben: „Papa kommt, Papa kommt!“

Der Krieg hatte unserer Familie Furchtbare angetan, doch er hatte den Kampf gegen meine starken Eltern verloren ...

5. Großeltern väterlicherseits: Tuttlingen

Mutti erklärte mir später, als ich es verstand, dass mein Vater Erich 1919 als uneheliches Kind eines französischen Soldaten, der in Schlesien arbeiten musste, zur Welt gekommen sei. Meine Oma Anna Franke war ‚in Stellung‘, wie man das damals nannte. Das heißtt, sie war bei Adeligen zum Silberputzen und niedere Arbeiten angestellt. Ein Kind passte nicht in ihre Welt, und so musste der arme, kleine Erich sofort in ein Kinderheim, wo es außer eisiger Strenge und Schläge keine Liebe gab.

Omas Bruder, den ich sehr gern hatte, weil er mit mir immer Spaß machte, mein längst verstorbener Onkel Gustav Franke, erzählte mir manchmal, wie er seinen kleinen Neffen sonntags aus dem Heim geholt und bemerkt habe, wie streng man mit den Kindern dort umgegangen war. Wenn seine liebe Frau den kleinen Erich aufforderte, selbst gebackene Plätzchen vom Teller zu naschen, habe er die Händchen hinter dem Rücken belassen und mit dem Kopf geschüttelt: „Nein, Erich darf das nicht!“

Irgendwann lernte Oma Anna dann ihren Hermann Klose kennen und lieben. Die beiden heirateten und mein Opa Hermann adoptierte den kleinen Erich. Nun hatte er einen wunderbaren Stiefvater, den auch ich sehr liebte. Die beiden bekamen dann noch zwei Töchter, meine Tante Martel (Patentante) und Tante Kätel.

Opa Hermann war so lustig, machte mit mir auch viel Spaß, starb aber leider sehr früh an Speiseröhrenkrebs. Er hatte beruflich Autos lackiert und sicher die giftigen Farben zu intensiv eingeatmet. Allerdings sagte er dem Alkohol auch gerne zu.

Die Eltern meines Vaters, also Oma Anna und Opa Hermann, lebten nach dem Krieg in Tuttlingen. Als kleines Mädel durfte ich alleine mit dem Zug von Siegen nach Tuttlingen fahren. Es gab zu der Zeit ein Abteil nur für den Schaffner. Dort setzte dieser die allein reisenden Kinder hinein. Man hatte ein Schild um den Hals: ‚Ich fahre von Siegen nach Tuttlingen‘.